

7. ZUM SCHLUSS: ZUR GEGENWÄRTIGEN SITUATION AM HUONGOLF

Der Staat Papua-Neuguinea

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden das ehemalige britische Gebiet Papua und die ehemals deutsche Besetzung Neuguinea zu einer Verwaltungseinheit unter australischer Verantwortlichkeit zusammengelegt. Die Australier entwickelten starke wirtschaftliche Aktivitäten und nun fanden sogar die Hochlandregionen Anschluß an den internationalen Markt u.a. mit der Folge, daß der Wirtschaftsboom der westlichen Länder auf die Bedürfnisse der indigenen Bevölkerung im Lande übergriff. Trotzdem ließen sich ausländische Privatinvestoren für Direktinvestitionen zunächst nicht finden. Ab 1960 gründeten „einheimische Führerpersönlichkeiten (Big-men)“ (Rath 1989: 23) Plantagen an den Küstengebieten, und „erfolgreiche Männer aus dem Hochland investierten alsbald große Summen in Handelsgeschäften, Lastwagen, Rinderzucht, Restaurants und Kaffeeplantagen“. Vier Jahre später wurde die erste Kaffee-Kooperative ins Leben gerufen. Nunmehr drängten auch private Investoren aus dem Ausland nach Papua-Neuguinea.

Da das Land in dieser Zeit noch unter australischer Verwaltung stand, wurden zunehmend Probleme sichtbar, welche die Notwendigkeit einer eigenständigen Verwaltung ankündigten und die ausländischen Geldgeber dazu veranlaßten, sich Schritt für Schritt aus den Geschäften mit den Melanesiern zurückzuziehen. Daraufhin wurden auf Dorf- und Distriktebene wieder mehr Kooperativen und Genossenschaften instituiert. Die „Big-men fungieren als „Bindeglieder zwischen traditionaler und moderner Gesellschaft“ (25), und sie waren es, die über Land, Kapital, und Arbeit verfügen. Den ländlichen Kapitalinhabern und den Angehörigen der finanzkräftigen Bauernschaft gelang es, ihren wirtschaftlichen Erfolg politisch umzumünzen, indem sie Abgeordnetenmandate in Local Government Councils, Provinz- bzw. Nationalparlament (House of Assembly) übernahmen. Der auf diese Weise gewonnene Einfluß ermöglichte es ihnen, Kredite für Großprojekte, beispielsweise für die Modernisierung der Feldbestellung, zu erhalten.

Infolge der raschen Ausbreitung des Handelsgewächsssektors (sog. „Cash-Crop-Sektor“) für Kaffee, Kopra, Kakao und Gummi kam es zur einer deutlich erkennbaren Verringerung der Bestellung fruchtbaren Ackerlandes für die Selbstversorgung. Um diesen Vorgängen eine organisatorische Stabilität zu geben, wurde von der Verwaltung angeordnet, individuelle Landbesitztitel einzuführen, die eine effizientere Produktion erlauben und Banken höhere Sicherheiten für vergebene Kredite garantieren sollten. Dieser Prozeß führte schließlich dazu, daß 97 Prozent des gesamten Landbesitzes in der Verfügungsgewalt der Clan-Gemeinschaften waren.

In die internationalen Wirtschaftsbeziehungen eingebettet, erlangt Papua-Neuguinea am 16. September 1975 seine Unabhängigkeit. Seitdem ist die Staats- und Regierungsform des Landes die der parlamentarischen Demokratie. Der Staat ist dem Commonwealth of Nations mit der englischen Königin Elisabeth II. als Staatsoberhaupt angegliedert. Die Abgeordneten des Parlaments werden auf jeweils fünf Jahre gewählt; Staatsoberhaupt, Regierungskabinett und Premierminister bilden gemeinsam die Exekutive. Politisch folgt man einem Dezentralisierungskonzept, das die relative Eigenständigkeit der 20 Provinzen betont.¹

In jüngerer Zeit haben rohstoffimportierende Industrienationen und Finanzkapital das Land für sich entdeckt. Doch trotz der Einbindung in die internationalen Wirtschaftsverflechtungen bildet die Landwirtschaft immer noch die Lebensgrundlage der einheimischen Bevölkerung. Im Subsistenzbereich spielt das Schwein weiterhin eine große Rolle. Auf dem Land werden Yams, Süßkartoffeln, Taro, Cassava und Gemüse produziert. Allerdings haben sich in den Stadtgebieten „Dosenfisch und importierter Reis gegenüber den im Lande angebauten Nahrungsmitteln durchgesetzt, da sich diese Lebensmittel als haltbarer und billiger erwiesen haben“ (70-71). Forstwirtschaft, Fischereiwesen und insbesondere der Bergbau sind die Hauptsäulen des Wirtschaftswachstums, wobei regelmäßig ein gravierender Mangel an ökologischer Rücksichtsmaßnahme zu beklagen ist.²

Mit einem Bruttosozialprodukt pro Kopf von 580 Dollar³ ist Papua-Neuguinea eines der armen Länder der Welt, und der Lebensstandard des Großteils der Bevölkerung bewegt sich an oder auch unterhalb der

1 Vgl. Angaben Statistisches Bundesamt 1991: 10.

2 Vgl. die Veröffentlichungen der Pazifik-Informationsstelle: <http://www.pazifik-infostelle.org/publikationen/pa/index.html> vom 10. Juni 2004.

3 Vgl. Harenberg 2003: 591.

Armutsgrenze⁴. Besser geht es einer Kaste von Bürokraten, der „Staatsklasse“ (103), die sich als Finanz- und Bildungselite vom Rest der Bevölkerung überdeutlich abhebt.

Papua-Neuguinea mit der Hauptstadt Port Moresby und seinen rund 750 Ethnien hatte nach der letzten Volkszählung im Jahre 2000 5 140 467 Einwohner⁵. Der Huongolf, an dem Stephan Lehner arbeitete, gehört heute zu der Morobe-Provinz (Hauptstadt Lae). Die Amtssprachen des Landes sind Englisch, Pidgin und Mota, eine Jábimsprache. Was die Zugehörigkeit seiner Einwohner zu Glaubensgemeinschaften anbetrifft, sind 63 Prozent protestantischer, 31 Prozent römisch-katholischer Konfession, und drei Prozent traditionellen Glaubensformen zuzuordnen. Zwei Prozent rechnen sich dem Cargo-Kult zu und ein Prozent der Bevölkerung sind Bahai.⁶

Erfahrungen während der Recherche

Über die gegenwärtige Situation bei den Bukaua gibt es keine Literatur.⁷ Folglich konnte ich mich nicht auf gedrucktes Material verlassen, sondern hatte andere Recherchewege zu gehen. So kontaktierte ich zunächst Botschaften, Konsulate, Auswärtige Ämter, Tourismusorganisationen und Ethnologen, von denen ich wußte, daß ihr Arbeitsgebiet die Südsee bzw. Papua-Neuguinea war.

Außerdem schrieb ich in Papua-Neuguinea tätige lutherische Pastoren und den in Bukaua aufgewachsenen Wesley W. Kigasung an, der seit 1998 Bischof der Lutheran Mission in Lae ist. Zwei Mitarbeiter deutscher Missionseinrichtungen rieten mir, keine große Hoffnung in eine Antwort von Kigasung zu setzen. Der eine von ihnen, Pastor Rudolf Lies, schilderte mir, wie sich auf Kigasungs Schreibtisch die Vorgänge häufen, die bearbeitet werden müssen. Zur Zeit sei der Bischof in Asien auf einer dienstlichen Reise und, weil seine Sekretärin für mehrere Mo-

4 http://www.tk-online.de/centaurus/generator/tk-online.de/07_urlaub_reise/07_laen vom 24. Mai 2004

5 Vgl. „Pazifik aktuell“ vom Mai 2004, S. 60; <http://www.pazifik-netzwerk.de/uploads/PA60.pdf> vom 16. August 2004.

6 <http://www.humanist.de> vom 23. Mai 2004.

7 Der Ethnologe Ian Herbert Hogbin hat sich in mehreren Schriften (1938/39, 1939/40, 1946/47a, 1946/47b, 1947, 1947/48a, 1947/48b und 1951) mit den Busama befaßt. Diese südwestlich von Bukaua-Dörfern am Huongolf beheimatete Ethnie ist laut Hogbin (vgl. 1951: 27) mit den Bukaua kulturell verwandt.

nate ausfalle, könne ein solcher Vorgang sicher in Vergessenheit geraten.⁸

Der Ethnologe Hans Fischer, der kürzlich aus Papua-Neuguinea nach Deutschland zurückgekehrt war, verwies mich an die Sozialpädagogin Sabine Schmidt, die in der Finanzabteilung der Lutheran Mission in Lae, 40 Kilometer Luftlinie von Bukaua entfernt, arbeitet. Frau Schmidt erklärte sich bereit, Briefe (in Englisch und Pidgin-Englisch) an Gangogac Kaybing Buasse und Janacdabing Apo, die in Bukaua lebten, weiterzuleiten. Verständlicherweise war ich für das Angebot von S. Schmidt, einen Kontakt zu den beiden Herren herzustellen, sehr dankbar. Allerdings ist der Postweg zu den Bukaua weit und beschwerlich, wie mir R. Lies mitteilte:

„Zuerst muß eine Kontaktperson gefunden werden, die den Brief nach Bukaua bringt. Dann muß der Brief mit dem Schnellboot trotz des Wellengangs unbeschadet, also trocken am Land ankommen. Schließlich muß die betreffende Person in einem der Bukaua-Dörfer gefunden werden. Und freilich muß der Adressat sich geneigt fühlen, zu antworten. Das kann im ersten Anlauf zwei bis drei Monate dauern. Passiert nichts, sollte man höflich nachfragen, d.h. das ganze noch einmal auf dem gleichen Weg versuchen.“

Als von Sabine Schmidt jedoch bald der Bescheid kam, meine Briefe seien einer Missionsschwester nach Bukaua mitgegeben worden, und sie hinzufügte: „Das soll eine sichere Sache sein“⁹, wurde ich wieder zuversichtlicher. Nach drei Monaten des Wartens erhielt ich dann tatsächlich eine Antwort von Yana Elius, einem Lehrer und Informatiker in Lae, der mir das Schreiben von den beiden Bukaua übermittelte.¹⁰ Bischof Wesley W. Kigasung antwortete zu meinem Bedauern nicht.

Inzwischen hatte ich weder von Botschaften, Konsulaten, Auswärtige Ämtern, noch von den angeschriebenen Tourismusorganisationen eine Antwort bekommen. Aus dem Kreise der von mir um Hilfe gebetenen Ethnologen hatte ich die Adresse zweier Bukaua-Experten bekommen.

Der erste – er hatte als *fieldworker* für die Lutheran Bible Translators Australia am Huongolf gearbeitet – reagierte auf meine E-Mail, indem er mich bat, mein Untersuchungsinteresse zu konkretisieren. Er fühle sich verpflichtet, das Kulturerbe der Bukaua zu schützen und wolle nichts der Öffentlichkeit preisgeben, wozu er von dieser Ethnie nicht selbst autorisiert worden sei. In meiner Antwort gelang es mir offen-

8 Telefonische Mitteilungen vom 15. Juni 2004.

9 E-Mail vom 12. Juni 2004.

10 Vgl. Kap. „Christliches Leben am Huongolf ...“.

sichtlich nicht, ihn davon zu überzeugen, daß ich als Nachfahre Lehnrs keinen „Kultorraub“ im Sinne hätte.

Erfolgreicher verlief meine Kontaktaufnahme zu Hartmut Holzknecht. Der australische Ethnologe zeigte sich erfreut über mein Forschungsinteresse, denn sein Großvater, Gottfried Schmutterer, hatte zusammen mit Stephan Lehner in Hopoi gearbeitet. Hartmut Holzknecht wurde als Missionarskind in Papua-Neuguinea (Azera-Gebiet, westlich von Lae) geboren, und seine Mutter hatte ihm erzählt, daß er als kleines Kind einmal den kahlen Kopf Lehnrs berührt habe. Dieser gemeinsame Familienhintergrund führte zu einem freundschaftlichen Kontakt.

Holzknecht hatte in den achtziger Jahren in Lae gearbeitet und von dort aus immer wieder Ausflüge zu den Bukaua unternommen. Auch nach seinem Umzug nach Canberra in Australien hielt er regelmäßig Kontakt zu den Bukaua.

Mitteilungen von Hartmut Holzknecht

Im folgenden sind die wesentlichen Auskünfte aus dem Telefonat¹¹ und der E-Mailkorrespondenz¹² mit Hartmut Holzknecht wiedergegeben.

Anfangs wollte ich natürlich wissen, ob man sich heute bei den Bukaua überhaupt noch an Stephan Lehner erinnert. Dies sei durchaus der Fall, meint H. Holzknecht:

„Oh yes, obviously, yes, yes, we still hear regularly from Gangogac Kaybing, who comes from the Bukaua area. He worked as young man with Stephan Lehner and he has recently written a history of the church in that Bukaua area¹³. Of course Lehner is well known and very profoundly remembered; even he didn't speak the language perfectly. But he remains very much in peoples memory.“

Ein Zeichen des Weiterlebens Stephan Lehnrs im Gedächtnis der Bukaua sei vielleicht auch die dortige Kirche „St. Stephan“. Mein Gesprächspartner ist sich der Lebendigkeit Lehnrs im Gedächtnis der Einheimischen so sicher, daß er mich zu einem Besuch in Neuguinea einlädt, wobei er gewiß ist, daß ich als Nachfahre Lehnrs von den Bukaua herzlich empfangen würde.

11 Vom 29. Mai 2004.

12 E-Mailkontakt von Mai bis Juli 2004.

13 Leider konnte das in Jabêm verfaßte Manuskript, für das Gangogac Kaybing in Papua-Neuguinea keinen Verleger gefunden hatte, nicht ausfindig gemacht werden.

Hinsichtlich der linguistischen Situation informiert Holzknecht darüber, daß die Bukaua-Sprache zur Gruppe der Jäbimsprache gehört und in den Dörfern unterschiedliche Bukaua-Dialekte gesprochen werden. Jedoch kann die Gesamtfläche als ein „Kulturgebiet“¹⁴ betrachtet werden und es gebe insgesamt ungefähr 12.000 Bukaua-Sprecher.

Hartmut Holzknecht beschreibt sodann die Schönheit der Natur des Bukaua-Gebietes, welche auch Dimitri Lehner so fasziniert hatte: Unmittelbar an den relativ flachen und ziemlich engen Küstenstreifen schließen sich steile Berge an, die in das Finisterre-Gebiet übergehen. Die Flüsse, die aus den Bergen herunterkommen, werden bei Wind und Regen zu einer akuten Gefährdung:

„But if you have a big rainstorm up in the mountains, they [the rivers] flood very quickly. You get a lot volume of water coming down into the moorlands, so they can quickly flooding and roads wash away and houses and things like this.“

Angesprochen auf die Frage nach dem Vorhandensein von Alkoholismus, Drogenabhängigkeit, Gewalt und Arbeitslosigkeit, entgegnet der Ethnologe zunächst, daß diese Vermutungen vor etwa acht oder zehn Jahren aufgekommen seien, als es hieß, man wolle die Piste zwischen dem vierzig Kilometer entfernten Lae und dem etwa ebenso weit entfernten Finschhafen verbessern bzw. zu einer Straße ausbauen, weil sie beständig durch Flußwasser aus dem Finisterre-Gebirge überflutet wird. Auch hätten die Brücken im Zuge einer eventuellen Wegverbesserung erhöht werden müssen, damit sie nicht weiterhin ständig in Mitleidenenschaft geraten:

„We had a series of meetings in the Bukaua villages and one of their big concerns was that people from other areas, criminals, people like that, would try to come into their areas and they wanted to be very much in charge of the control gate across this new road. So they would control who would coming into the area.“

Die Straße wurde letztlich nicht gebaut, weil der Aufwand viel zu groß gewesen wäre.¹⁵

Des weiteren erwähnt H. Holzknecht, daß eine Reihe von Personen in den achtziger Jahren an der PNG University of Technology in Lae sich darum bemüht haben, ein größeres Stück des Bukaua-Küstenstreifens und des Hinterlandes als Weltkulturerbe anerkennen zu lassen. Zu

14 H. Holzknecht benutzt diesen Begriff in Anlehnung an Schmitz (1960).

15 Thomas J. Lehner in einem Telefonat vom 22. Juni 2004.

diesem Zweck seien mehrere Berichte erstellt worden, die eine große Anzahl von Umweltinformationen über diese Gegend lieferten. Diese Aktivitäten, an denen Holz knecht selbst beteiligt war, hätten allerdings keinen Erfolg gehabt. Das größte Problem sei gewesen, daß die ganze Aktion über die Köpfe der Bukaua-Leute hinweg betrieben worden sei.

Die Bukaua hatten aber grundsätzlich nichts gegen Veränderungen, doch finanzielle Erwägungen ließen so manchen Wunsch unerfüllt bleiben. Am Beispiel eines Projektes für „sanften Tourismus“ zeigt Holz knecht die Abhängigkeit des Gebietes von Geldmitteln:

„Now there is a wide-spread local wish to develop a significantly large area of the Bukaua coast and hinterland into an area in which the conservations of the environment would be linked in with village tourism activities and the development of a range of environment-friendly activities (such as non-timber forest products). The framework for such a project or programme needs to be developed, effective linkages between the different coastal and inland groups created for the sharing of responsibilities for such a project and its associated activities, and much besides. However, to proceed further requires on-going funding.“

Dabei sei das Bukaua-Gebiet für den Tourismus nicht uninteressant; denn die meisten Häuser seien noch traditionell mit Material aus den eigenen Waldgebieten errichtet. Die Pfosten der Hütten seien aus Bambus, für das Dach verwende man die Blätter von Sagopalmen, und für den Boden benutze man einheimische Hölzer. Der kulturelle Wandel bringe es mit sich, daß langsam, aber zunehmend andere Materialien Verwendung finden wie Holzbretter für die Hausverkleidung oder Metall für das Dach. Gelegentlich gebe es auch schon Generatoren, und auf ein oder zwei Dächern entdecke man sogar Solarzellen zur Stromerzeugung. Solche moderneren Wohnstätten gehörten reicheren Leuten, die in Lae arbeiten.

Ich habe noch einmal nach bezüglich der Frage des Vorkommens von Alkohol, Verwahrlosung etc. nach, weil in diversen Veröffentlichungen, so auch in denen der Neuendettelsauer Pazifik-Infostelle¹⁶, mitunter auf diese Gefahr hingewiesen wird. H. Holz knecht meint, die Dinge seien nicht zu generalisieren und man müsse vielmehr das Stadt-Land-Gefälle und den unterschiedlichen Grad der Modernisierung in Betracht ziehen:

16 <http://www.pazifik-infostelle.org/publikationen/pa/index.html> vom 10. Juni 2004.

„I mean things like alcoholism or increasing incidence of HIV/AIDS, there are no areas really in Papua-Newguinea that are save really. People do go to town and they could contract HIV/AIDS through activities in town. People who have money, often spend it on beer. And sometimes cartons of beer are brought back to the village. But people in the villages of the Bukaua area frown very much on this kind of apparent behaviour. It is still considered to be antisocial.“

Im Großen und Ganzen stimmt Hartmut Holzknecht mit den Erfahrungen der beiden Lehner-Nachfahren überein, die am Huongolf eine von den westlichen Zivilisationsfolgen weitgehend unberührte Lebensform vorfanden. Gerade die Lutherische Kirche ist es, die vieles daran setzt, die Bukaua von unerwünschten Folgen der Modernisierung fernzuhalten, wie Holzknecht betont: „Church activities and congregations and so on are very effective to keep control of that kind of antisocial behaviour“, womit er die o.g. Verwahrlosungstendenzen meint.

Im übrigen sei die Frage des Eindringens von Modernisierungsprozessen nicht zuletzt eine Frage der Generationen. Die soziale Entwurzelung betreffe vor allem die jungen Leute:

„Young people nowadays don't obey their elders as much as in the older days. Many of course, have now much better education, but don't necessarily have jobs. So often when you go into rural villages including Bukaua you see a lot of young people, particularly young men which are just lying around the men's house so. You know they are not actually doing anything [...]. In the old days they would have been out working in gardens with the older men. They would have been out hunting. And nowadays they don't suit to the older as much. And so you get those things starting to happen. But in the villages social control is still fairly strong.“

Ebenso wie Stephan Lehner, der seinerzeit die Integrität der Bukaua-Kultur von den damaligen soziokulturellen Veränderungen bedroht sah, erkennt auch Hartmut Holzknecht im Eindringen der westlichen Zivilisation eine Gefahr für die Bukaua. Die Waldrodungsindustrie, im wesentlichen von chinesischen und malaysischen Firmen kontrolliert, sei zu einem exorbitanten Geschäft geworden, und Bestechung habe das politische System von ganz Papua-Neuguinea befallen. Nationale, regionale und lokale Institutionen seien gleichermaßen betroffen, weil die Waldrodungsgesellschaften ihre Finger auf allen politischen Ebenen im Spiel hätten. Diese Firmen, so Holzknecht, versprächen den Dörfern neue Schulen, eine bessere medizinische Versorgung sowie Wasserleitungen und Straßen und machten sich die örtlichen Entscheidungsträger so gefügig. Letztlich seien es aber immer nur wenige, die Profit aus solchen Geschäften schlagen:

„They [die lokalen Amtsträger] are being corrupted for their own personal benefit and in the long run the forests are logged. These are forests that everybody in the community has rights to. But the real people who benefit out of it are just a few leaders. And the people who have right get just a little bit of a row fee, but this is actually peanuts, this is nothing compared to the value of the trees“.

Neuerdings versuchen freie, nichtstaatliche Organisationen, die Kommunen davon abzuhalten, ihre Einwilligung zu den Rodungsarbeiten zu geben; denn der Verlust des Waldes bedeutet für die Einheimischen die Einbuße an elementaren Lebensressourcen. Jedoch habe das, was man heute einen nachhaltigen Umgang mit natürlichen Rohstoffen nennen würde, in Papua-Neuguinea eigentlich keine Tradition:

„They use the forests much much more than we would ever think is. The wood is housing material, roofing material, food of various kind. Of course they have a very close relationship and feeling between the people and their forests. And of course in the old days the precontext is that these societies had to be very much opportunistic ones because if you happen to catch six pigs on a one day you didn't have a refrigerator where you could freeze them. You had to eat them, you had to use some things“.

Mit diesem letzten Beispiel illustriert Hartmut Holzknecht das Vorherrschen des „short term benefit“-Denkens, das heute noch vielerorts dominiere, obwohl sich diesbezüglich auch derzeit einiges verbessere; zu unübersehbar seien mittlerweile die katastrophalen Auswirkungen der radikalen Rodungen wie Erosionsschäden und das Nachlassen der Fruchtbarkeit des Bodens bis hin zur völligen Unbestellbarkeit.

